

Die eben gehörten Gleichnisse nennen die Exegeten „Wachstumsgleichnisse“, denn in ihnen wird das Reich Gottes als ein Vorgang des allmählichen Wachsens beschrieben. Diese Sicht auf die Botschaft Jesu ist alles andere als selbstverständlich. Es gab damals auch Denkrichtungen, man findet sie auch in Texten des Neuen Testaments, die ein solches Wachstum der Lösung Gottes abgelehnt haben. Die sog. Apokalyptiker waren fest überzeugt, dass die Welt in ihrem gegenwärtigen Zustand nicht in der Lage ist, verbessert und umgestaltet zu werden, sie muss untergehen, damit Neues entstehen, das endlich und endgültig Gute kommen kann. Das ist der Lösungsansatz der Noah-Geschichte, wo in der Sintflut alles untergehen muss, damit ein Neuanfang möglich wird. Allerdings gerade der Schluss dieser Erzählung zeigt, dass dies für Gott keine Option ist, wie wünschenswert sie auch immer uns erscheinen mag: Mit dem noahidischen Friedens-Bund, zu dessen Zeichen der Regenbogen erkoren wurde, erklärt Gott, dass er die apokalyptische Lösung in Zukunft nicht mehr anwenden will. Es bleibt die „kleine Lösung“ der Entwicklung und des Wachsens seit Abraham. Wenn Jesus einmal das Bild vom neuen Wein verwendet, dass er in neue Schläuche gehöre, da er die alten zerreißen würde, heißt es nicht, dass die Welt untergehen muss, sondern, dass das Reich Gottes in unserem Leben nicht bloß eine Kosmetik, eine kleine Verbesserung ist, sondern alles bestimmt und u.U. auf den Kopf stellt.

Jesus ist kein Apokalyptiker. Er geht davon aus, dass die Schöpfung und mit ihr auch unsere menschliche Natur gut sind, d.h.: erlösungsfähig und erlösungsbereit.

Die Wachstumsgleichnisse sind also sehr optimistische, gläubige Texte, die manche Extremismen ausbremsen.

Am spannendsten ist sicherlich die erste Parabel, wo ein Feind Unkraut unter den Weizen mischt und jetzt beide zusammen bis zur Ernte wachsen werden und auch sollen. Damit verbietet Jesus die Säuberungsversuche, die von Zeit zu Zeit bis heute in der Kirche unheimlich starken Aufwind bekommen. Diese gebotene Zurückhaltung des Gutsherrn, die auch durch die Lesung aus dem Buch der Weisheit unterstützt wird, kann zwei gegensätzliche Reaktionen auslösen, die auch gegenwärtig die Gemüter in der Kirche spalten:

1. Die eine Seite stellt die Frage: Würde der abwartenden Haltung des Herrn, der alles bis zum bitteren oder süßen Ende wachsen lässt, nicht besser entsprechen, wenn wir allen gegenüber viel toleranter wären? Wäre nicht die Konsequenz, dass wir alle noch übrig gebliebenen Ecken und Kanten der Kirche abschleifen, damit sie sich harmonisch und bescheiden in die Moderne einfügt? Stichwort Sexualmoral, strikte Unterscheidung der Geschlechter, Ablehnung der Wiederverheiratung usw...?

2. Auf der anderen Seite wird die Frage gestellt: Ob nicht gerade die allzu große Offenheit der Grund sei, wieso das Böse in der Nacht ungehindert sein Unwesen treiben kann? Müsste nicht ein dichter und höherer Zaun um den Weizen errichtet werden, um das Gute zu schützen? Müsste man nicht die Bemühung der römischen Kirche unterstützen zur stärkeren Regulierung und strengeren Grenzen in Moral, Liturgie und Theologie...?

Wenn man weiterdenkt, wird es schnell einsichtig, dass beide diese Reaktionen zu kurz greifen und durch die Gleichnisse Jesu nicht begründet werden können. Jesus wäre nie eingefallen, das Judentum in eine kantigen- und konturlosen Glaubens- und Lebensform umzugestalten. Er wollte aber auch nicht den Zaun des Gesetzes engmaschiger knüpfen, damit nichts durchschlüpfen kann. Ja, was ist dann aber seine Lösung? Die Antwort hat zwei Teile.

1. Zum einen muss man verstehen, dass Jesus mit diesen kurzen und genialen Gleichnissen nicht allgemeine Wahrheiten formuliert, sondern eine historisch reale Geschichte erzählt; und zwar *seine* eigene Geschichte. Die Saat mit dem Weizen und dem Unkraut, das Senfkorn und der Sauerteig – alles spricht vom Bemühen Jesu, unter seinen Jüngern das Reich Gottes wachsen zu lassen und mit der Kirche eine gute Saat entstehen zu lassen. Und das gelingt ihm auch. Aber nicht in einer ideal reinen Form, sondern nur unter dem Realismus der gefallen und immer wieder stolpernden menschlichen Natur. Auch der Kreis der Zwölf Apostel war keine Monokultur von edlem Weizen, siehe Judas, aber auch manche Situationen mit Petrus und den anderen. Und doch ist daraus Großes und Gutes geworden. Das sind Erfahrungen des Gottesvolkes.
2. In der zweiten Stufe will Jesus aber sicherlich die kommenden Generationen vor Eiferern schützen, die sich statt mit dem Weizen ständig mit dem Unkraut beschäftigen. Wir müssen Gottes Erfolg wahrnehmen und fördern und dürfen nicht auf den ohnehin bekannten Schlamassel unserer Leistungen fixiert sein. Es bedeutet nicht, dass wir nicht unterscheiden sollen und das Reich Gottes eine bunte Blumen-Wiese sei, wo alles blühen soll, weil alles eh gleich schön und gut ist. Das Unkraut wird im Gleichnis sehr wohl identifiziert. Seine Vernichtung würde aber Verluste am Guten bedeuten.

Das ist ein wichtiger Punkt, an den eine beachtenswerte Auslegung aus der Frühzeit der Kirche anknüpft, mit der ich Sie zum Schluss noch bekannt machen möchte.

Sie stammt von Gregor von Nyssa, einem Mönch aus dem 4. Jh., der später Bischof in Cäsarea wurde. Er schrieb in einem Dialog mit seiner verstorbenen heiligen Schwester Makrina über die guten Früchte auf dem Acker Gottes. Gregor versteht, wie viele andere Väter auch, unter dem Acker das menschliche Herz und deutet das

Gleichnis Jesu auf die Kräfte, Triebe und Fähigkeiten unseres Herzens, die unser Leben voran- oder in die Irre treiben. Er schreibt Folgendes:

„Der weise Gutsherr ließ das mit dem guten Samen aufgegangene Unkraut im Boden, weil er die Sorge hat, wir könnten höherer Güter beraubt werden, wenn mit dem schlimmen Unkraut die Begierde ganz und gar in uns beseitigt würde. Denn wenn aus unserer menschlichen Natur das leidenschaftliche Begehren verschwinden würde, was könnte uns dann zum Streben nach dem Himmel antreiben? Und wenn die menschliche Liebe in unserem Innern ausgerottet würde, wie könnten wir uns dann mit Gott verbinden? Und wenn Zorn und Wut ganz in uns ausgelöscht würden, welche Waffe hätten wir dann noch gegen den Widersacher? – Demnach lässt der Gutsherr die schlimmen Samenkörner in uns, nicht damit sie die gute Saat überwuchern, sondern damit der Acker selbst durch die ihm angeborene Kraft, nämlich durch unsere Vernünftigkeit, die Saat des Unkrauts zum Verdorren bringe, während die Saat des Guten sich zur Blüte und zu herrlicher Frucht entwickle.

Falls dies aber nicht geschieht, so überträgt er dem Feuer die Sichtung der Saat. Wenn wir demnach die erwähnten Triebe in der richtigen Weise gebrauchen, indem wir sie unter unsere Herrschaft bringen, und nicht selbst unter die ihrige geraten, [...] so werden wir um so besseren Erfolg im Streben nach dem richtigen Leben haben.“¹

Hier bekommt das Unkraut plötzlich eine wichtige Funktion als die naturwüchsige elementare Kraft in uns, die richtig verwendet den Glauben und das wahre Glück fördert; die, wenn wir sie ausrotten würden, unserem berechtigten und guten Bestreben jegliche Kraft nehmen würde.

Dies gilt vielleicht in einem tiefen Sinn auch für die Geschichte der Kirche und unseres Lebens: Auch das scheinbar Böse, Schlechte, Überflüssige und Störende hat eine Funktion und kann die Sache Gottes vorantreiben. Vielleicht manchmal mehr als das vermeintlich Gute.

¹ Gregor von Nyssa, Gespräch mit Makrina, §8,8-9; BdK 56,275-276, sprachlich vereinfacht für die Homilie etwas <https://bkv.unifr.ch/de/works/cpg-3149/versions/gesprach-mit-makrina-uber-seele-und-auferstehung-bkv/divisions/40>.